

Aus der Provence

Autor(en): **Hauenstein, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1927)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758234>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Provence

Von Wilhelm Hausenstein

I

Melancholie in Avignon

In der ersten Nacht schlief ich wie ein Toter. Als ich erwachte, lag die alte Stadt aus falbem Kalkstein unter veilchenblauem Himmel und weißglühendem Sonnengold, wie in der Wüste ein Skelett unter dem dörrenden Tag liegt. Das gezahnte Gemäuer der niedrigen und langen Andreasveste war ein ungeheurer Unterkiefer, dem die Antwort fehlte. Es war heiß.

In der zweiten Nacht begann der Mistral, sich zu rühren. Ich schlief und wachte von Stunde zu Stunde. Um die noch schwarze Zeit der krähenden Hähne tanzten mir Figuren aus eiskaltem Wind über Nase, Kinn und Stirn und machten mir die Schultern frieren; Vorboten, durch geschlossene Läden und Fenster nach Geisterweise eingedrungen. Morgens presste ein nun gänzlich gegenwärtiger Sturm harte und trockene Hände gegen getrübte Scheiben; aus lautem Mund blies er herein durch Ritzen an den Angeln; die Stube und alles in ihr war mit einer Patina aus Staub beschlagen. Der Himmel glänzte. In der Tiefe bei uns strich der Mistral – ein Föhn von Norden her; persönlich und entnervend wie der südliche, doch schroffer; ein Wintersturm ohne Schnee, dafür mit fegendem Wehen gipsiger Erdwolken.

Der Mistral dauerte über Tag und Nacht und länger. In der dritten Nacht fing ich an zu träumen. Nie hatte ich so deutlich geträumt.

Ich träumte, dass ich in einem bilderlosen Zimmer säße und wartete. Ich saß auf einem dottergelben Binsstuhl und hatte die gespreizten Hände auf den auseinandergestellten Knien. Mit einem Male lag, von halb sichtbarer und gleichsam wolkiger Hand herbeigeworfen, Jagdbeute auf dem Boden: zerschossene Singvögel. Zerfetzte Federchen starren. Ein Kanarienvogel verendete flatternd mit nacktem und blutigem Rücken. Ein wenig seitwärts zappelten auf ziegelroten Fliesen die ausgerissenen Beine eines Vogels, der ein Frosch gewesen war. Zwischen Zeigfinger und Daumen zerdrückte ein unsichtbarer Mann ein Vogelherz . . .

Dann träumte mir, ich ginge in den Straßen einer provençalischen Stadt spazieren. Sie bestand aus Ruinen von einer mürben Farbe zwischen

Kalk und Rost und war im Schoß eines ungeheuren Steinbruchs, auf ungemütliche Weise zwar, geborgen. Hoch oben schwangen sich Linien von Spitzbogen gegeneinander; sie wollten zusammenstoßen, aber sie konnten einander nicht erreichen, denn sie waren abgebrochen vor dem Ziel. Eine riesige Rosette war ohne Maßwerk; sie saß in der beinweißen Mauer als ein kreisrundes schwarzes Loch. In Erdgeschoss waren Kaufläden eingerichtet mit roten Pfefferfrüchten, mit dunkelgrünen Melonen und blauen Trauben; mit grellen Anschlägen auch, deren Schrift, trat man ihr nahe, nicht zu entziffern schien. Nachher schob sich in die Tiefe ein Laden mit Kränzen aus schwarzen und silbernen Glasperlen und weißen Wachsrosen. Ich sah umher: die Gasse war leer. Nur dass in einem Rinnstein ein Bündel alter Kleider lag, das endlich, näher angeschaut, einen Leichnam barg, der selbst aus Lumpen gemacht war. Sein nicht zu ahnendes Gesicht blieb gegen das Pflaster gekehrt. Ich sah den Toten ohne Schrecken, ja ohne Neugier; er schien mir selbstverständlich. Auch der andere. Denn als ich im Labyrinth der brüchigen Gassen einige Schritte weitergegangen war, lag noch einer da; ein eleganter. Bäuchlings lag er auf einem Kehrichthaufen, der mitten in der verlassenen Gasse aufgerichtet war aus Pferdemit und Zeitungen, aus zerrissenen Blechbüchsen und einigen Brocken kalkigen Schotters; aber er trug eine neue Hose aus schwarz und weiß kariertem Stoff, eine neue Mütze aus dem gleichen Zeug und eine feine schwarze Jacke.

Als ich am Vormittag, noch zweifelnd, ob ich selber lebend würde davonkommen, doch ohne Aufregung die Rhônebrücke betrat, wartete am Brückenkopf ein Leichenzug. Schwarze Männer, kleinbürgerlich angezogen, standen mit Zylindern und kleinen Tricoloren, die kindisch waren und in pedantischen Händen staken, um einen unbegreiflich kurzen Totenwagen von barockem Schwung; er glich der Form einer Wiege. Die Pferde, mit vernutztem Schwarz behangen, trugen über den gekämmten Scheiteln schwarze Federbüsche, die unter der vorbrechenden Sonne seidig ins Grüne und Blaue spielten wie Starengefieder oder Hahnenschweife. Kalkweiß ragte das geistliche Schloss, die Kathedrale und der Fels, auf dem beide errichtet waren . . . Nun fiel mir ein, nun erst, dass mir kein Tag vergangen war an diesem Rand der Welt, ohne dass ich ein Leichenbegängnis sah. Während ich den Hut abnahm und stillstand, entsann ich mich, wie ich am ersten Morgen auf einem kleinen Platz unter Platanen einen Zug hatte sich ordnen gesehen. Gefleckte Rinden waren um die Bäume gewesen, Rinden, die einem Aussatz

ähnelten; er hatte schön gespielt mit Schwefelgelb und Graphitgrau und rauchigem Grün. Im Hintergrund waren wie auf einem Theater die Lampen rosa und grasgrün angestrichener Häuser mit Mondsicheln bemalt gewesen, mit Sternen auch und großen Zahlen, mit roten Mühlenflügeln und frivolen Frauennamen; kalt und blass und ohne Licht war das Milchglas der Laternen in den matten Vormittag hinausgehängt geblieben.

Gegen Abend machte ich einen Gang an den Berghängen hin zwischen Ölbäumen und Zypressen, Zedern, Wein und Ginster. Vor einem alten Häuschen, das einer Hütte aus verjährteten Knochen glich, hockte ein alter Mann, gnomisch wie eine Figur des van Gogh, über die Maßen deutlich, mit einem Kopf, der zu groß war, mit Rumpf und Gliedmaßen, die kindisch schienen. Er saß auf einem safrangelben Strohstuhl, hatte die müden Hände auf holzigen Knien, blickte auf ziegelrote Fliesen und glich in traumhafter Ruhe einem aufrecht Bestatteten. Weiter oben, wo unter Pinien eine Steinwand aufgebrochen stand und den zweideutigen Schein des späten Nachmittags gleichsam phosphoreszierend erwiderte, waren im Gebüsch drei Jäger beisammen. Sie warteten in den Hecken, gleich einer Verschwörung im Hinterhalt. Sie sprachen nicht. Die dunklen Läufe ihrer Flinten waren wie von jenem Vincent gemalt – naiv und greifbar, übertrieben, schrecklich und dennoch nur wahr. Ich wusste nicht, was die Jäger wollten, noch ob sie Bild waren oder Wirklichkeit oder der stille, aber sichtbare Wahnsinn einer fremden Phantasie. Als ich heimwärts kam, stand zwischen den Ruinen der Karthause ein Zurückkehrender, dem ein armseliger Vogel im Gürtel hing, und an der Kirche gähnte ein kreisrundes schwarzes Loch, das des Spiels der gotischen Rose beraubt war.

Am Morgen darauf hörte ich zum erstenmal hier unten einen Vogel singen, nein, das Singen versuchen; einen einzigen, den letzten. Alle anderen waren tot, fort, in Träume verwandelt . . .

Wir ruhten einige Tage nachher auf der Terrasse des Gastfreundes in den Liegestühlen unter der Sonne und sprachen miteinander. Wir machten mit Gedanken Bogen in die Luft, und die Worte versuchten, einander in schön geschwungenen Spitzen zu kreuzen. Wir sahen über herbstlich krause Gemüsegärten auf die alte Stadt hinüber, die da hieß « Neustadt », und wir merkten, dass sie einem zerstörten Beinhaus glich. Kiefern machten ihr einen schwarzen Grund und Saum. Ich erzählte meine Träume; jetzt erst vermochte ich es. Marguerite wartete, dachte nach. Ihr Gesicht war blass unter dem mahagonirotten Haar,

das wie eine knappe und blanke Mütze um das Ei des Hauptes lag; vom Mistral waren ihre Lider leicht geschwollen wie von Tränen aus bösen Träumen. Jetzt sah sie zu mir her mit braunen Augen, undurchsichtig braunen, in deren Bräune dennoch Rot stand wie von Blut und Feuer. Da wurde mir bewusst, dass sie am ersten Abend schon, nach der ersten heimlichen Enttäuschung, eine Ewigkeit vor meinen Träumen, das Stichwort gesagt hatte. Sie hatte gesagt: dies Land und diese Stadt seien das Trümmerfeld eines Friedhofs; die Menschen darin seien Käfer und Würmer; dies sei nicht Leben, sondern Rest und Abfall, und er verewige sich, indem er vergesse, sich zu verzehren... So hatte sie gesagt, und unter arabischen Nüstern waren ihre Lippen rot gewesen wie die Lippen von Paris. Jetzt sagte sie zu mir (und ihre Worte waren die ersten Regentropfen in der Dürre): ... du hast so deutlich geträumt wie nie, weil hier alles um dich gänzlich fertig ist; du siehst nur noch das Allerletzte, das Mehr-als-Vollendete; hier unten ist alles gleichsam hinter seinem eigenen Ende gegenwärtig, und so beschaffen geht es auf allen Gängen in den Traum oder in den Tod. Und so sehr bist du in diesen Zustand aufgenommen, dass du vorausträumst, was wirklich sein wird. Dies kann leicht sein; denn es gibt keinen Unterschied hier unten zwischen Träumen und Wachen noch zwischen Vergangenheit und Zukunft, die unter dem Anschein einer Gegenwart sich vertauschen. So sagte Marguerite, und so war es.

In gleichem Lauf wichen unsere Blicke hinüber. Mauern und Ziegel waren fahl. Lavendelblaue Läden waren zu, und durch sie hin sahen wir Schatten in Kammern liegen, Greise, Kinder, Leute um die Mitte der Zeit; wir sahen sie aufstehen und ein wenig zu menschlichen Geschäften scheinbar sich regen. Sie hatten fahlgelbe, blassolivene, aschgraue Angesichter und hatten schwarze Augen wie Brombeeren, Augen mit fiebrigem Glanz, auch ölig schwarze Haare und an den Wangen schwarze Bartstoppeln, aber doch kein Fleisch im Gesicht, und sie gingen schmutzig, in Lumpen. Sie waren fertig, mürb und deutlich wie das Gestorbene. Eine filzdichte Zypresse, durch die klein Blick, kein Luftzug drang, stach in den Himmel; der war ganz blau um eine goldene Sonne, weit hinüber nach Afrika. In der Pappelallee vergaß der letzte Vogel seine Stimme zwischen den Tönen der Zwölfuhrglocke, die lahm und unregelmäßig anschlug, als würde sie von einem Geist gezogen.

II

Villeneuve oder Aussicht aus zwei Fenstern

Das provençalische Haus, wo ich zu Gast bin, steht mitten in der holprigen Berggasse, die herauf vom Turm Philipps des Schönen, weiland Königs von Frankreich, krumm über die halbe Höhe führt. Es ist, ein Stück unterhalb des Scheitels der Steige, eingebaut zwischen die groben Steine nachbarlicher Häuser und Gartenmauern. Zur Gasse steht die Rückseite. Die Front mit der großen Aussicht ist nach rückwärts gekehrt.

Vor dem Fenster der Stube, wo ich aufwache, arbeite oder das faulig-lae Wehen der Luft vom Mittelmeer in der Aeolsharfe ausgespannter Nerven auffange – vor diesem Fenster stürzt das Gelände zur Tiefe mit Fels und steilem Treppenwerk, mit Abhängen voll von Ölbäumen, die knorpelig hinauswachsen. Um erbsengrüne, auch rotbraun faulende Oliven ist straffes Laub geflaggt, silbrig wie das Blätterspiel der Weiden, wenn der Wind von unten peitscht. Die Terrasse ist mit Tonkrügen bestellt, die antiken Amphoren aus gebrannter Erde gleichen; aus Kübeln von Terracotta, kleinen offenen Sarkophagen, hängen die langen, haarigen Finger der Kakteen; überm Rand des gemauerten Geländers wuchert mit wohlgebildetem Laub der Wipfel eines Feigenbaums herauf... Drunten in der Fläche liegen die Felder, ruhig erstreckt, mit Plan gebreitet; den langgezogenen sind quere Beete vorgeschoben wie Riegel; es ist eine überlieferte Ordnung mit rechten Winkeln. In großartigen Läufen kraust sich der bläuliche Winterkohl; das Reblaub dorrt leidenschaftlich an den niedrigen Stöcken, die leer stehn, nachdem sie erstaunlich Frucht getragen haben. Unter dem allzu süßen Winterwind des uralten Landes, der aus heimlicher Wärme der Verwesung in Gräbern aufzubrechen scheint, regt sich leise, wollüstig das Spargelkraut, das der Gärtner für den Samen in trübgrüne, goldgelbe und orangene Stauden schießen ließ – ein sanfter Schwall, eine glanzlose und zarte Vergeudung; fast nur ein Hauch der atmenden Erde. Die Feldlose sind eingeteilt durch erhöhte und versenkte Wege, die trocken hingehen – bestäubt mit ungewissem Pastell, sandfahl und lila. Auch Wände sind zwischen den Fluren aufgerichtet, Wände aus Gesträuch und Bäumen: löcherige Wände aus Obstbäumen mit lichtem Herbstlaub; dichtes Gewände aus strohigem Schilf oder immergrünen Zypressen, die von der Schere zu Zwergen gestutzt sind und so nahe beisammenstehen mit sandgrauen

Stämmchen, dass Äste und Zweige durcheinanderwachsen, undurchsichtig wie Stoff; die dunkelsten Kulissen sind aus Buchs gemacht. Alles ist zum Verwundern stumpf; ohne Blankheit ist alles, ohne Feuchte und Fett. Der Himmel hängt grau und niedrig, ein schlaff gespannter Teppich von flaumiger Wolle. Eine einzige, verhohlene Stelle brennt inmitten tonloser Melancholie: als ein Verbannter steht ein Granatapfelstrauch; deutlich glüht er mit überreifen Früchten, deutlich und vergessen; unter unwesentlichem Tageslicht ein Lüster, den niemand begreift...

Hinter den Feldern lehnt die alte, viel zu alte Stadt. Man müsste sie wegtragen, vergraben. Kann eine Stadt von Stein sich aus dem Aas schälen; vermag ein gebautes Gemäuer Skelett zu werden, dann ist Villeneuve ein Gerippe. Und doch würfeln sich heute die Häuser drüben den Berg hinauf als ein ewig-einziges Gemeng fester Räume, als beharrendes Dasein der Farben, die fast nicht mehr sind – der Farben ohne Farben; als einiger, ob auch tausendfach umbrochener Zug der fügenden Zeichnung! Ein Trümmerfeld, ein Haufen Knochen – aber wie wohlgesetzt, wie dauerhaft bis auf diesen späten Tag, der beinahe den Namen nicht mehr verdient... Diese Stadt, die zu bröckeln scheint, würde einer doch nur mit einem einzigen Griff hinwegheben können; ein Riese, versteht sich. Die Häuser stehn nicht minder zuverlässig aneinander, ineinander als im harten Boden drin. Sie sind nicht nur aus den Fundamenten herauf gewiss, aus den in die Kalkfelsen hineingewölbten Kellern verlebter Jahrhunderte, sondern auch von links nach rechts verbürgt, als Zeile, den Berg hinauf und wieder herunter... Und alles ist ein falbes Graugelb wie das Gestorbene; ein lichtiges Grau mit fahlem Scharlach und ausgebleichtem Schwefelgelb. Ziegel unterscheiden sich nicht von Mauersteinen, weder nach Farbe noch Gestalt. Auch die Dächer, die halbschrägen, halbflachen, scheinen gemauert. Mit dem Gewicht von Mauern sichern sie die mürbe Stadt ein drittes Mal: und also ist die zerrüttete Schädelstätte dreimal gleichmäßig fest – so oben wie seitwärts und unten... Allmählich erst lösen sich aus der blutlosen Blässe dieser zuverlässigen Ruinen verborgene Buntheiten: das branstige Rot eines neuen Dachs; das Weiß, Karmin und Mausgrau neuen Putzes; Tabakbraun, Lavendelblau, Auberginenrot weniger frischgemalter Holzläden vor kleinen Luken – Farben, deren Besonderheit, in näheren Blick gefasst, den Ausdruck einer unaussprechlichen Vereinsamung trägt wie das verwaiste Gesicht der letzten Blumen auf dem Kirchhof nach Allerheiligen... Die lange Reihe hoher Fensterbogen; der kurze Turm der

Collegiata, Campanile aus bröselndem Sandstein, mit brutalen Scharfen statt einer zu den Engeln schwärmenden Pyramide; am leeren Kardinalpalast der Stummel des Belfrieds: dies Viele, dies Wenigē macht linkshin den Rahmen. Zur Rechten macht ihn gipsig, zackig die Kurve der Landstraße von Avignon her unter den hohen Pappeln, die im verdorbenen Wind empfindsam, mit sinnlichem Bewusstsein sich biegen. Die Hänge in der Ferne sind Gobelin; mürb sind sie, trocken, dumpf wie alte Webererei, deren Grün verschießt zwischen staubigem Blau und dem Braun des Zunders . . . Und über der Stadt, in feierlicher, doch verlorener Mitte, auf einer Kuppe aus Kalksteingefälle und gesengten Rasenhängen, streckt sich langhin das zahnige Gemäuer der gotischen Zitadelle: liegengebliebener Kinnbacken ohne Muskeln, der lahm in einen lahmen Himmel beißt . . .

So ist das Schauspiel meiner Vormittage und Nachmittage. Ich büße Begriff und Willen ein vor lauter Traurigkeit, und es wird mir immer schwerer, mich abzuwenden. Die beharrenden Ruinen, verlässiger als das Gerüst meines eigenen lebendigen Daseins mit Blut und Fleisch, ziehen mich an wie der unselige Tod in tausendjähriger Gestalt.

Einmal unter Tag drehe ich mich fort: mittags um Zwölf, sobald die einzige Glocke im beingelben Stumpf des Kirchturms schleppend anschlägt – so schrecklich langsam, als keine noch mit dem letzten Rest des Lebens lebende Stadt es sich zu denken wüsste. Die Töne fallen, zitternd vor Grauen, einer dem andern nach in jene fürchterlichen Zisternen drinnen in der Stadt, die mit saftigem Grün bewachsen sind, mit kaltem, lügnerschem Grün zur Verführung des Schwachsinn, und deren Grundwasser faulig stinkt wie nach verjährten Verbrechen. Um diese Stunde, da ich das geröstete Lammfleisch esse und das krachende Weißbrot der Franzosen und ihren von Gärung weichen Käse, den Camembert, der nach der feinsten Fäulnis riecht, so dass mich verlangt, den hellroten Tavel von den Ufern der Rhône in den gereizten Gaumen zu gießen – um diese Zeit täglich geht mir das andere Theater auf.

Den Rücken gegen das Fort Saint-André, in dem ein längst vom Südwind und vom kalten Mistral verwehtes Mittelalter mit sinnloser Schwere gegenwärtig bleibt, schaue ich, beklommen wie immer, damit ich's sage, über den runden Tisch und durch die lange Küche hin zum andern Fenster, dem auf die Gasse offenen. Hinter den weiß und rot gewürfelten Vorhängen dort malt sich mit dem sommerhellen Blau der Trikolore die Rahmung eines Gitterfensters. Hinter dem Sieb, das den Fliegen, Schnaken, Spinnen, Skorpionen wehrt, sitzen im Relief zwei

Katzen: eine schöne große – die Mutter; eine kleine hässliche – das Kind; ach, ein jämmerliches Katzenkind, besser wäre es ersäuft, ein Ding mit wundem Gesicht, rüdigem Fell, grindigen Gelenken. Sie sitzen artig, gleichmütig; warten. Aber mit straff gereckter Pfote ohrfeigt die Große ihre Kleine aus jäher Ungeduld. Madame Emilie nähert sich dem Fenster, in den Händen eine Schüssel Milch und einige Brocken Fett vom Fleisch auf meinem Tisch. Die Große beginnt, im Fensterrahmen hin und her zu laufen, das drahtene Geflecht mit dem Schwanz streichend – eine Tigerin hinter den Stangen vor der Fütterung, gierig und ein Muster unabhängiger Vollkommenheit. Das Gitter wird mit der Schnur hochgezogen wie eine Guillotine; das Fressen wird von kurzer Hand hinausgesetzt; das Gatter fällt wie ein Fallbeil, doch nicht in Blut hinein; die Katzen bleiben jenseits, draußen auf dem Steinbord, raffen gebuckelt, schlürfen und schlingen unversehrt. Hinter ihnen starrt das Mosaik empor, das Mosaik der alten Mauer, die ohne Mörtel von Zyklopen geschichtet ist. Über dem Mosaik grünt dürftig eine Tribüne, beworfen mit Abfällen, ein Forum für allerlei unbehütete Kreatur mit Aussatz. Jetzt erscheint im blauen Rahmen des Gitterfensters, vom verdunkelnden Draht wie durch Rauch ins Geheimnisvolle entrückt als ein gespenstischer Auftritt, ein klägliches Huhn mit nacktem violetter Hals, den es, von irrer Neugier unruhig, abscheulich aufreckt; und jetzt erscheint, wie im Wechsel heraldischer Felder, das erbärmliche Geflügel vertreibend, ein halbwilder Hund mit dem Aussehen einer Hyäne, fahlgelb, geil und feig, mit dünnen Rippen, geducktem Steiß. Hinter dem Unheil des doppelten Wappenbildes steht der Steinbruch empor so hell wie Bein, so rot wie Rost, so grau wie Asche. Darüber wiederum erhebt sich das Mosaik der oberen Mauer, die in der Höhe den Garten des Pfründnerheims und der steinalten Pflegeschwestern vom Orden der Trinitarierinnen umfriedet; und ob dem Rand der Mauer zieht sich, noch handbreit zu sehen, ein Kiefernwald als Trauersaum.

Auf der Gasse geht kein Mensch vorüber, flattert keine Seele. Ich bin wahrhaftig der einzige Tote, der hier noch lebendig ist, und sitze da.

Der Wind von Süden streicht weich, ein wenig geigend und harfend. Es ist warm wie im Treibhaus; warm ist es, obwohl Winter ist. Für frischen Schnee wirbelt verjährt weißer Kalkstaub sich von der Gasse auf, herein durchs Katzenfenster, auf mein Brot.